



Auf dieser Seite des Planeten *oder* Raus in die goldene Welt

1

Verdammt!

Wo kam denn der Nebel plötzlich her? Warum tauchte ausgerechnet jetzt diese verfluchte Suppe auf? Wo ich es doch so eilig, so verdammt eilig hatte! Wie sollte ich ihn so finden? So oft schon war ich an dieser bescheuerten Elbbrücke gescheitert. Ich spürte den brennenden Geschmack von Rache auf der Zunge. Die Angst, auch heute wieder zu scheitern, trieb mich voran in den Nebel.

Wo ich doch heute alles akribisch eingefädelt hatte! Ich hatte mich so siegessicher gefühlt. Doch der Nebel quoll mir entgegen, die Haare klebten mir im Nacken und die kalte Novemberluft stach in meinem Gesicht. Ich zog meine Mütze tiefer ins Gesicht und verkroch mich in meinem Schal.

Ich erinnerte mich an die Oktoberabende meiner Kindheit. Der Nebel hatte an unsere Scheiben gedrückt. Wir saßen drinnen. Meine Mutter kam mit einem Topf an den Tisch, einem Topf mit heißem Kakao. Ich glaube, ihr gefielen diese Abende mit ihren beiden Töchtern sehr. Vielleicht könnte auch ich in der Zukunft mit meinen Kindern ...

Mein Handy klingelte. Als ich den Namen auf dem Bildschirm erkannte, hatte der Nebel sich fest um mich geschlossen. Ich blieb stehen. Noch immer starrte ich auf das Telefon. Dann drückte ich auf den grünen Hörer. Ich hielt die Luft an. Aus dem Nichts ergoss sich ein Redeschwall über meine kaltgefrorenen Ohren.

Zuerst brachte ich keinen Ton heraus. Dann: „Ach ... nein, nein ... das hatte ich nicht erwartet ... “ Stille. Und plötzlich: „Einen Monat!“ Ich schluckte. „Nur noch einen Monat! Aber das kannst du doch nicht machen! Was ... wie soll denn das ... also ich meine ... Ein Monat ... Wo soll ich denn hin? ... Das kannst du doch nicht von mir verlangen! Was soll ich denn tun? Wie? Wer soll mich denn ...“

Aber er hatte schon aufgelegt. Auch der Nebel hatte sich verflüchtigt. Plötzlich sah ich alles wieder klar. Ich starrte auf das Handy. Mir blieb also noch genau ein Monat, um meine sieben Sachen zu packen. Bei meinem Onkel konnte ich nicht mehr wohnen.

2

Bei meinem Onkel konnte ich nicht mehr wohnen, tippte Marzel Plartz und sah vom Laptop auf. Er schwitzte. Der Schweiß überzog seine Haut wie Honig. Er saß



nackt auf einem billigen Plastestuhl in einem Betonbunker. Es roch nach Harz, Ölfarbe, Erde und Exkrementen.

Auf dem Boden lagen Apfelreste, zerbrochene Pinsel, Stifte, eine leere Colaflasche und viele, viele Federn.

Einmal hatte Plartz hier eine Taube gehabt, die er im Wald gefangen hatte. Er hatte gerade an einer Figur gearbeitet, die er unbedingt mit echten Federn und Vogelknochen verschönern wollte. Von dem Kampf mit der Taube damals sprachen noch die Federn und das Blut auf dem Boden und an den Wänden.

Er sah auf und grinste. Schon seit mehreren Stunden hämmerte er auf den Laptop ein. Etwas ganz Extraordinäres hatte er sich erdacht! Er hatte eine Botschaft, eine Bestimmung. Er hatte etwas furchtbar Wichtiges zu sagen. Deshalb war er ja auch gänzlich unbekleidet. Nur so konnte die Inspiration spüren, die Eingebung erlangen, die er so sehnlich verlangte. Nur, wenn der Schweiß seine Haut überzog, nur dann konnte er schreiben. Nur, wenn er den Blick der Fratzen auf sich spürte, mit denen er die Wände bedeckt hatte, nur dann konnte er Geniales vollbringen!

Und jetzt lachte er. Er lachte eigentlich viel zu laut. Und als ihm das klar wurde, verstummte er ganz plötzlich und blickte ängstlich umher, ängstlich, wie ein Reh. Man könnte ihn ja entdecken, wie er hier unten nackt im Dreck saß. Er lauschte angestrengt.

Plötzlich hörte er ein Rascheln, ein Schlurfen im Wald über ihm. Schnell sprang er auf, versteckte den Laptop in einem staubigen Lederkoffer, den er geschwind unter dem selbstgezimmerten Tisch verbarg. Er hüllte sich hastig in eine Gardine, schlüpfte in zwei alte Hausschuhe, löschte die Öllampe und hechtete durch den Gang in einen kleinen, nur von dem abbrennenden Streichholz in seiner Hand beleuchteten Raum, eine Kammer vielmehr, und verharrte dort wie ein Eichhörnchen. Die schwere Stahltür hatte er nur angelehnt

Das Rascheln war lauter geworden. Es näherte sich.

Man hatte ihn entdeckt! Man wusste, wo er sich in der Woche stundenlang aufhielt, wo er sich verkroch! Sein Geheimnis war verloren. Kälte kroch die vom Schweiß durchnässte Gardine hoch und biss ihm in den Nacken.

Er hatte es doch keinem erzählt! Niemand wusste von seinem Versteck. Hatte das Auto, das nun schon seit Stunden auf dem Waldparkplatz stand, ihn verraten? Hatte man seine Fußabdrücke verfolgt? Vielleicht war es nur ein Jäger oder der Förster. Oder ein Kind, ein kleines Kind, ein Junge vielleicht, der im Wald spielte, versuchte er sich zu beruhigen.

Jetzt hörte er Schritte im Betonflur. Marzel Plartz kauerte sich zusammen wie eine Katze. Dann sah er einen Lichtschein, der durch den Türspalt in die Kammer fiel. Er schloss die Augen und spitzte die Ohren. Ein Kratzen, ein Schlurfen von Schuhsohlen auf dem Stein war das Einzige, was er vernahm. Es



waren sichere Schritte, keine zögernden, suchenden. Anscheinend war man nicht auf der Suche nach ihm, anscheinend war man nicht zum ersten Mal hier und wollte etwas völlig anderes. Doch das beruhigte ihn nicht. Die Schritte kamen näher und gingen an seinem Versteck vorüber. Er spürte, wie ein Schatten über ihn strich. Er hielt die Luft an. Dann wurde etwas abgestellt, im Raum am Ende des Ganges. Er hörte ein Husten. Plartz glaubte, die Stimme einer Frau zu erkennen, die etwas murmelte. Eine raue, kratzige Stimme, ein richtiges Brecheisen.

„Wo ist denn ... Hatte ich nicht ... Verdammter Mist!“

Darauf folgte unverständliches Fluchen. Die Frau – Plartz war sich inzwischen sicher, dass es eine war – raste hörbar im Raum herum und durchwühlte den ganzen Krempel. Er war oft genug in dem Raum gewesen. Lauter komisches Zeug, Kabel, Messer, Lampenschirme und Zeitungen, viele Zeitungen und leere Kartons standen dort herum. Vielleicht suchte sie etwas.

Dann, plötzlich, surrte sie an Plartz vorbei, noch immer fluchend.

„Verdammter Dreck! Wenn ich dich, erwische, aber dann!“

Meinte sie ihn?

Dann war sie weg. Einfach so. Er hörte noch ein wütendes Stampfen auf dem Waldboden über ihm. Anscheinend hatte sie es sehr eilig.

Er harrte noch einen kurzen Moment auf dem Boden aus. Dann erhob er sich, entzündete erneut ein Streichholz und ging in den Raum, in dem die Frau gewütete hatte. Alles lag durcheinander. Aber darum kümmerte er sich nicht, auch um die Spinnweben an der Decke nicht. Das Einzige, was ihn interessierte, war das *Ding*, das vor dem Chaos stand.

Es war ein sauber mit Packpapier verpackter Korb. Ein Rotkäppchenkorb.

Er erbleichte. Einen solchen Korb hatte er schon einmal hier gefunden. Wenn dieser Korb das war, wofür er ihn hielt, dann war er verloren, dann war es sein Untergang! Er nahm den Korb. Schwer wog er in seinen Händen. Genau so schwer wie damals. Er stellte ihn behutsam wieder ab. Diesmal durfte er nicht hierbleiben. Das würde er nicht aushalten.

Er wollte gerade den Raum verlassen, da wurde der Drang zu groß und plötzlich riss er, völlig unkontrolliert, das dünne Papier von dem Korb. Und er spürte es glitzern in seinen Augen. Es war das Funkeln der Begierde, des unbedingten Verlangens.



3

Meine Mutter stand in ihrer Küchentür und zog die Stirn kraus.

„Ach tatsächlich? In der Heuss-Allee? Ich dachte immer, sie wohnen am Bergmann-Platz.“

„Sie wohnen schon seit acht Monaten nicht mehr am Bergmann-Platz! Verdammt noch mal!“

Ich schrie sie fast an.

„Ja, mein Gott, jetzt beruhige dich doch mal. Es ist doch alles völlig in Ordnung. Nur, weil ich einmal nicht ...“

„Es ist eben nicht in Ordnung! Nein, es ist einfach nicht in Ordnung, dass du nicht mal mehr weißt, wo deine zwölfjährige Tochter wohnt! Dass du nicht weißt, wo dein Mann und meine Schwester wohnen.“

Kopfschüttelnd ging meine Mutter in ihre kleine Küche.

„Ja, wo gehst du denn jetzt wieder hin? Kaum gibt es einmal Stress, haust du ab.“

„Ich mach mir doch nur einen Tee. Jetzt beruhige dich doch mal.“

„Ich beruhige mich jetzt aber nicht.“

„Schau, das Wasser kocht schon. Gleich werde ich den Teebeutel nehmen und dann ...“

„Dein bescheuerter Tee juckt mich überhaupt nicht.“

„Und wenn der Tee dann fünf Minuten ...“

„Sag mal, dein Tochter interessiert dich gar nicht, oder?“

„Bitte?“

„Ich sollte wohl eher sagen: Deine Töchter interessieren dich nicht!“

„Aber das kannst du doch nicht sagen. Ich habe mich doch Jahre lang um dich gekümmert!“

„Und jetzt? Was machst du jetzt? Für mich, für meine Schwester?“

„Freilich, freilich ...“

„Was freilich? Nichts! Wann hast du sie denn zum letzten Mal gesehen?“

„Jetzt will ich dir aber mal was sagen: Erst neulich war ich mit ihr im Tierpark.“

„Neulich? Vor drei Monaten war das! Und seitdem gammelst du nur hier rum mit dem Bisschen, was du hast!“

Wie sie mich aufregte.

„Sag mal, wie sprichst du eigentlich mit mir? Soviel habe für euch gemacht!“

Und mit diesen Worten verschwand sie wieder in der Küche. Ich wusste, jetzt



würde sie ihren Tee holen, in ihr kleines Wohnzimmer gehen und sich an den Tisch setzen. Ich kannte das, ich hatte es oft genug erlebt. Also ging auch ich in das Zimmer. Sie sagte nichts. Ich auch nicht. Wenn sie ihren Tee getrunken hatte, konnte man wieder vernünftig mit ihr reden.

Nachdem sie den ersten Schluck genommen hatte, stellte sie die Tasse auf den Tisch und sagte:

„Ich verstehe dich doch. Du meinst es ja nur gut. Ich weiß doch, was du meinst.“

Schön wär's.

4

Marzel Plartz saß auf dem Boden und starrte ins Nichts. Vor ihm der Korb.

Gold.

In dem Korb war Gold. Wie damals. Gold und Diamanten. Und das gehörte jetzt ihm.

Dann fiel sein Blick auf den Zettel in seiner Hand.

Spinnennetzfäden.

Aufgefädelte Perlen.

Aus glitzerndem Tau.

Ein Gedicht, dachte er. Ein Haiku. Er sah an die Decke und dachte: Spinnennetzfäden. Und dann: Perlen. Er lachte und starrte auf den Korb. Viele Perlen. Glitzernde Perlen, dachte er.

So saß er da.

Er würde es nicht aushalten können, das Nichtstun. Er würde nicht widerstehen können. Das Gold hatte ihn in der Gewalt.

Vor seinen Füßen lag ein Schlüssel. Kein rostiger Riesenschlüssel, sondern ein Autoschlüssel. Für einen Opel. Die Frau war nicht mit dem Auto gekommen, sonst wäre sie noch mal dagewesen. Ohne Schlüssel fuhr es sich schlecht.

Aber ungewöhnlich war es schon. Immerhin war der Korb schwer. Hatte sie ihn durch den Wald geschleppt? Vielleicht mit dem Fahrrad? Schwer vorstellbar.

Aber irgendwann musste sie zurückkommen. Bis dahin musste er verschwunden sein. Und der Korb?

Er stand auf und wischte sich den Staub von der Glatze. Die Beine zitterten. Er nahm die Öllampe, ging den Gang entlang zu seinem *Atelier* und holte den



Lederkoffer mit dem Laptop.

Kurze Zeit später zwängte er sich durch den Felsspalt, den Eingang des Bunkers. In der einen Hand einen gefüllten Korb mit Picknickdecke, in der anderen einen alten Lederkoffer. Der Zettel und der Autoschlüssel steckten in seiner Hosentasche. Inzwischen hatte er sich auch wieder ordentlich angezogen.

Jetzt wollte er so schnell wie möglich nach Hause. Der Abend wuchs am Himmel herauf. Um nicht gesehen zu werden, mied er die Waldwege. Er war vorsichtig. Er wusste, was er zu verlieren hatte.

Marzel Plartz parkte in der Heinrich-Schütz-Straße. Direkt vor seiner Villa im Schweizer Stil. Seit zwei Jahren schon lebte er hier in Striesen. Er wohnte gerne hier. Er konnte sich ja auch nicht beklagen, bei den Immobilienpreisen.

Er holte sein Gepäck aus dem Kofferraum seines Mercedes' und ging durch das Tor auf sein Haus zu. Es war schon dunkel und die Außenbeleuchtung ließen es strahlen wie Gold. Elbsandstein, also bitte, das war ja wohl Pflicht!

Er schloss die Tür auf und drückte die Klinke herunter. Er hätte sie beinahe losgelassen. Tau hatte sich auf dem Griff abgesetzt. Unwillkürlich fühlte er sich erinnert an das Gedicht. *Perlen aus glitzerndem Tau*. Was sollte das? Und dazu noch in einem Goldkorb? Das machte keinen Sinn. Schmuck und Spinnen. Vielleicht hatte die Frau das Gedicht ja –

„Guten Abend Herr Plartz. Wie war Ihr Arbeitstag?“, riss es ihn aus seinen Überlegungen. Kathrin Scherbig, seine Hausangestellte.

„Ich möchte sagen: erfolgreich. Aber sagen Sie mal, Sie sehen so mitgenommen aus.“

„Kann ich irgendetwas für sie tun?“

„Sie können den Koffer ins Arbeitszimmer bringen und mir einen Tee aufsetzen.“

„Selbstverständlich. Soll ich Ihnen nicht vielleicht auch noch den Korb abnehmen?“

„Nicht nötig. Das mach ich schon selbst. So schwer ist der gar nicht.“

„Also Sie müssen wirklich nicht ...“

„Nein, nein. Der Koffer reicht vollkommen.“

Er war verwirrt. Anscheinend wollte sie ihn nur widerwillig den Korb nehmen lassen.

„Aber mal ehrlich: Sie sehen erschöpft aus“, wiederholte er. „Vielleicht sollten sie sich einfach mal eine Auszeit gönnen. Morgen bin ich sowieso außer Haus,



denke ich.“

„Das ist liebeswürdig von Ihnen.“

„Ach was. Das ist doch nur menschlich“, sagte er und zog seinen Mantel aus.

Frau Scherbig hatte sich inzwischen schon auf den Weg in den ersten Stock begeben. Plartz griff den Korb und verließ das Haus. Der Kellereingang befand sich außen an der Hauswand.

Nach kurzer Zeit stand er wieder im Eingangsbereich. Aus der angrenzenden Küche hörte man den Wasserkocher.

„Frau Scherbig? Bringen Sie mir den Tee dann einfach nach oben, ja?“

„Sehr gerne.“

Marzel ging in den ersten Stock. Er musste noch weiterschreiben. Auch, wenn er hier in der Stadt nie viel schaffte. Es war zu sauber, zu ordentlich. Ihm fehlte schlichtweg die Inspiration. Aber er musste. Es war ihm so wichtig, so zentral, so *elementar*.

Er holte also den Laptop aus dem Koffer und setzte sich an den Schreibtisch. Er begann zu schreiben.

Ich stieg in die Straßenbahn. Nur zwei Stationen. Eigentlich wollte ich ja laufen, aber es regnete mal wieder.

5

Ich stieg in die Straßenbahn. Nur zwei Stationen bis zur Heuss-Allee. Eigentlich wollte ich ja laufen, aber es regnete mal wieder.

Ich war gerade richtig nass geworden. Warum ich auch unbedingt meinen Schirm wieder ausgepackt hatte? Unverständlich.

Plötzlich stand ein nett lächelnder Herr vor mir.

„Dürfte ich Ihren Fahrschein sehen?“

„Klar.“

Ich kramte in meinen Hosentaschen.

„Oh!“

Ich zog einen Schlüssel hervor.

„Ihren Fahrschein ...“

„Ja. Warten Sie.“

Jetzt hatte ich ihn. In der anderen Tasche. Der Kontrolleur nickte und verschwand.

Ich konzentrierte mich wieder auf den Schlüssel.



Das hatte ich nicht erwartet. Ich konnte sie überraschen.

Nachdem ich mich hundert Meter durch den stechenden Regen gequält hatte, erreichte ich die Haustür. Mein Vater wohnte mit meiner Schwester in einer Dreizimmerwohnung im ersten Stock.

Ich holte den Schlüssel aus meiner Hosentasche und schloss auf.

Wenig später stand ich in der Wohnung.

„Clarissa?“

Man hatte mich erkannt.

„So sieht’s aus.“

Dann kam meine zwölfjährige Schwester auf mich zugerannt und sprang mir in die Arme.

„Und wie geht’s? Was macht die Schule?“, fragte ich

„Ganz okay.“

Sie grinste.

„Machst du gerade Hausaufgaben?“, wollte ich wissen.

„Genau. Und damit solltest du jetzt auf jeden Fall weitermachen.“

Mein Vater war also auch da.

Ich zog die Schuhe aus und ging ins Wohnzimmer. Er saß am Tisch und starrte in den Laptop.

„Du arbeitest wieder ...“

„Irgendwo muss das Geld ja herkommen“, gab er kalt zurück. Unsere Beziehung war nie die Wärmste gewesen.

Ich setzte mich an den Tisch und sah durch die verschwommenen Scheiben auf des Grau der verregneten Stadt.

6

Marzel Plartz musste jetzt einfach raus. Länger hielt er es hier nicht mehr aus. In dieser wohlbehütenden Welt. Er spürte einen animalischen Drang.

Er nahm einen Mantel und verließ fluchtartig das Haus. Instinktiv fuhr er wieder in den Wald. Dabei wollte er gar nicht zurück zum Bunker. Schon allein bei diesem Gedanken überkam ihn eine so schmerzende Kälte, dass er die Sitzheizung anstellen musste.

Aber irgendetwas wollte ihn wieder dort haben. Noch im letzten Moment schaffte er es, anders abzubiegen, gegen den Sturm seines Gewissens.



Dann sprang er förmlich aus dem Auto. Er stapfte durch den Wald wie ein wütender Riese. Am Himmel hingen Wolkenberge und der Wind kratzte an seinen Wangen. Aber die Luft tat ihm gut. Sie half ihm beim Abkühlen.

Und so hatte er sich schon fast beruhigt, als er plötzlich stehenblieb.

Er hatte die Frau schon seit einiger Zeit gesehen. Doch jetzt erkannte er sie. Und da wäre er am liebsten davongerannt. Warum musste er ihr unbedingt *hier* begegnen?

Intuitiv war er wieder in Richtung Bunker gegangen und damit dummerweise Frau Scherbig geradewegs in die Arme gerannt. Er würde sich einfach ganz normal verhalten. Wie auch sonst?

Jetzt war sie schon so dicht, dass er sie hätte ansprechen können. Da fiel ihm etwas auf, was ihn verwunderte. Er hatte sie ja sozusagen rausgeschickt, damit sie sich mal entspanne. Die frische Novemberluft würde ihr bestimmt so gut tun wie ihm, hatte er gedacht. Und so war er sehr überrascht, als er sah, dass ihr Zustand sich offensichtlich verschlimmert hatte.

„Ach so ein Zufall“, sagte er schließlich. „Dass ich ausgerechnet Sie hier treffe, Frau Scherbig ...“

„Ja, Herr Plartz, damit hätten wir wohl beide nicht gerechnet“, sagte sie und versuchte zu lächeln. Aber es wollte ihr nicht recht gelingen.

„Sagen Sie mal, sie sehen aber wirklich krank aus! Vielleicht sollte sie lieber ins Bett als in den Wald. Was meinen Sie?“

„Ach, wissen Sie, es ist nichts weiter.“

„Aber Sie sind jetzt schon wieder auf dem Heimweg.“

„Sicher.“

„Dann machen Sie sich einfach mal einen heißen Tee, wenn sie wieder da sind. Und ruhen Sie sich einfach mal aus. Wir wollen doch beide nicht, dass Sie am Ende noch krank werden, nicht wahr?“

„Wissen Sie, Herr Plartz, ich bezweifle, dass ich so schnell in der Villa sein kann.“

„Ach nein? Worum denn?“

„Ich bin mit dem Bus da, weil ich meinen Autoschlüssel nicht mehr finde.“

„Ach tatsächlich? So ein Zufall ...“

„Bitte?“

„Ich ... also ...“, stotterte Plartz. „Ich meinte nur, weil ... ich hätte sie ja gerne mitgenommen, aber ich muss jetzt gleich noch in die Stadt – das würde wohl etwas dauern.“

„Machen Sie sich keine Vorwürfe, Herr Plartz – die paar Minuten!“



Und während sie so vor ihm stand, fielen ihm die geröteten Augen auf, die erschlafften Wangen und ihre erschöpfte Haltung. Und irgendwie kam ihm das alles sehr merkwürdig vor.

Als würde er etwas übersehen.

7

„Und wie geht’s? Wie steht’s?“, fragte er und lächelte.

Mein Onkel war immer guter Laune. Erschreckend guter Laune. Selbst bei dem zähesten Nebel oder Regen, wie er schon seit Stunden an die Fenster donnerte.

„Ich habe es satt“, sagte ich also. „Immer dieser scheußliche Regen. Und dazu noch so arschkalt.“

„Tja. Das hat der Winter nun mal so an sich.“ Sehr lustig. Er versenkte sich wieder in seine Zeitung.

„Und jetzt, Clarissa, weißt du wohl nicht mehr, was du machen sollst?“, fragte er. Ermattet ließ ich mich in den Sessel fallen. Seine Füße kreischten auf den Holzplanken. Ich wusste wirklich nicht mehr aus.

„Jetzt sind es noch 27 Tage.“

Wie er nun wieder darauf kam? Aber er hatte recht. In vier Wochen wird hier alles ganz anders aussehen, dachte ich. So wie früher, als ich noch nicht hier wohnte. Dann bin ich schon weg.

Ich dachte an all das, was ich auf dieser Seite des Planeten noch zu tun hatte.

An das, was mich noch Jahre lang beschäftigen könnte.

An das, was meine Aufgabe war.